

Laudatio Alfred-Müller-Felsenburg-Preis für Özlem Özgül Dündar von Corinna Schlicht (Universität Duisburg-Essen)

Als mich die Anfrage erreichte, die Laudatio auf Özlem Özgül Dündar zu übernehmen, musste ich nicht lange überlegen, sondern sagte noch aus dem Urlaub heraus zu, denn ich hatte noch ihren Text im Ohr, den sie beim Klagenfurter Wettlesen um den Ingeborg-Bachmann-Preis vorgestellt hatte.

und ich brenne – so sein Titel – hat mich von den ersten Sätzen an fasziniert. Vier Mütter kommen zu Wort, die mit ihren Gedankengängen versuchen, die ungeheuerlichen Erlebnisse eines Feueranschlags zur Sprache zu bringen. Von dem Brandanschlag in Solingen vom 23. Mai 1993, bei dem 5 Menschen getötet wurden, ist in dem Text explizit nicht die Rede. Den Text als Anspielung darauf zu verstehen, muss im Rezeptionskontext gesucht werden. Es ist also den RezipientInnen überlassen, das Geschilderte mit dem realen Ereignis in Verbindung zu bringen und hinsehen zu wollen auf ein Verbrechen, das in der BRD in den 1990er Jahren verübt worden ist und das sich einreihet in eine Kette von brutalen, tödlichen, heimtückischen Anschlägen auf Menschen, von denen die Täter meinen sagen zu können, dass diese Menschen, die Ziel der Anschläge waren, nicht zu Deutschland gehören würden, dass sie brennen sollen. Die Aufarbeitung dieser rechten Gewalttaten im kulturellen Gedächtnis der BRD steht m.E. noch immer aus; Özlem Özgül Dündars Text leistet einen Beitrag dazu, weil er hinsieht, wo sonst Verdrängung herrscht.

Liest man *und ich brenne* also im Kontext des rechtsradikalen Brandanschlags aus dem Jahr 1993, dann stößt er uns als RezipientInnen zum einen auf einen nahezu blinden Fleck literarischer Erinnerungen an rechte Gewalttaten der 1990er Jahren in der Bundesrepublik. Zum anderen schärft die Erinnerung den Blick für die Gegenwart, in der in deutschen Städten wieder oder immer noch Molotowcocktails gegen als *Fremde* diffamierte Menschen geworfen werden. In ganz wörtlichem Sinne fungiert *und ich brenne* also als Vergegenwärtigung. Durch die vier Stimmen, die ihrerseits versuchen, sich der Ereignisse der Brandnacht gewahr zu werden, rückt Özlem Özgül Dündars Text die individuellen Erfahrungen ins Zentrum. Durch die Gedankenströme reduziert sich die Handlung auf das Innere der jeweiligen Figur; eine überlebt das Feuer, eine ist die Mutter eines mutmaßlichen Täters, zwei sterben in und durch die Flammen. Auch die Toten, also die, die nicht mehr sprechen können, erhalten eine Stimme, die mit großer Sensibilität und

Einführung von Özlem Özgül Dündar geformt worden ist. Das ist politische und dem heute zu vergebenden Preis nach aufrechte Literatur, gerade weil es sich um eine Kunst handelt, die auf die Kraft der Sprache setzt, ohne Deklamatorisch zu werden. Die Autorin wählt kein am Faktualen orientiertes dokumentarisches Verfahren, sondern sie setzt auf die Fiktion und kann so die Opfer selbst zu Wort kommen lassen, die als Tote ja ihre Stimme verloren haben. Besonders eindrücklich wird dieses Verfahren dort, wo eine Feuertote schon zu bloßer Asche geworden auf diejenigen niederschwebt, die den Brand beobachten, also auch auf uns, die wir den Text lesen und auf die die Worte der Asche gleich rieseln. Das ist ganz große Literatur, denn hier wird nichts behauptet, nichts erklärt, sondern der Text selbst evoziert das Grauen, die Ohnmacht, den Schmerz. Ingeborg Bachmann hatte in einer berühmten Rede davon gesprochen, dass es die Aufgabe von Literatur sei, den Schmerz wahr zu machen und weiter sprach sie davon, dass die Wahrheit den Menschen zumutbar sei, damit diesen die Augen aufgehen sollten. Eine solche Zumutung im besten Sinne bedeutet es etwa folgende Passage zu lesen:

„meine haare fangen feuer und meine haut fängt feuer und meine haut nimmt das feuer in sich auf und das ist der moment in dem ich mein gesicht verliere das feuer nimmt einfach alles was sich ihm bietet und verschlingt alles und für einen moment brenne ich lichterloh alles an mir brennt bis ich zwischen den trümmern der treppe so sehr verbrannt bin dass das feuer alles von mir verschlungen hat“

Ein weiterer für mich wichtiger Punkt ist der hohe Grad an Selbstreflexivität in Özlem Özgül Dündars literarischem Schaffen. In *und ich brenne* ist die Rolle des Schreibens einer Figur in den Mund gelegt, wenn es heißt:

„und nur in diesem text kann ich diese dinge sagen in diesem raum den jeder betreten kann den jeder hören kann hier wo alles offen liegt wo keine vier wände meine worte verstecken die nur für dich gedacht sind in diesem raum kann ich sprechen“.

Das ist aufrechte Literatur, denn sie nimmt die Literatur in ihrer Funktion in den Blick, nämlich zum einen freie Denk- und Spielräume zu schaffen und zum anderen den bewussten und hochreflexiven Umgang mit dem eigenen Material, der Sprache zu pflegen. Özlem Özgül Dündars Debütband *gedanken zerren* versammelt Gedichte, die in diesem Sinne Suchbewegungen und Welterkundungen darstellen, die von dem eigenen Körper und der eigenen Empfindungs- und Gedankenwelt ausgehend in ein wie auch immer geartetes Außen aufbrechen und sich dabei Wort für Wort, den Konventionen misstrauend,

vortasten. Sie sind alle ohne Interpunktion und durchgängig in Kleinbuchstaben geschrieben; typographisch sind sie als mittige Blöcke angeordnet. Damit lassen sie einerseits viel Raum für das, was zwischen dem Gesagten aufscheint und zugleich werden so die Grenzen markiert, in denen sich das Ich bewegt oder besser gesagt notgedrungen bewegen muss. Die Gedichte fangen Situationen und Stimmungen ein, die – so erscheint es mir – vor allem das Problem des fehlenden Verstehens und des Aufeinanderprallens der Grenzen des Eigenen mit denen des Anderen einfangen.

Die Funktion von Literatur reflektiert die Autorin auch in einem Artikel in der ZEIT vom 18. August 2018, für den mehrere AutorInnen unter dem Titel *Es fängt hier nicht an, es hört hier nicht auf.* über Rassismuserfahrungen im Literaturbetrieb nachdenken. Özlem Özgül Dündar beteiligt sich auch an dieser Befragung junger SchriftstellerInnen, aber nicht essayistisch oder dokumentarisch oder gar biographisch, sondern lyrisch. Das ist bezeichnend, denn es markiert die Autorin als Autorin und nicht etwa als Mensch mit einer bestimmten Biographie, die allzu oft im literarischen Diskurs hinter der Schriftstellerin gesucht und genutzt wird, um die literarischen Texte dann als Ausdruck einer bestimmten Lebensweise, einer bestimmten Sozialisation etc. zu verstehen. Stattdessen entzieht Özlem Özgül Dündar einer solchen Haltung gegenüber Literatur den Boden, indem sie wiederum das Fiktionale als Kraft und Motor der Literatur herausstellt:

„ich pflücke mir [...]

um den raum der fiktion zu betreten, zermahle ich die sprachen in mir. und pflücke heraus, was ich für die fiktion brauche, was zu ihr am besten passt. und ich erfinde wild und frei.“

Es ist hier nicht der Ort mich in literaturwissenschaftlichen Interpretationen zu ergehen, deshalb will ich es dabei belassen, abschließend festzustellen, dass die Preisträgerin höchst kreativ und dabei äußerst präzise eine Sprache gefunden hat, mit der sie auf produktive Weise irritierende und kraftvolle Bedeutungsverschiebungen erzeugt, die zum Weiterdenken einladen, also zum Dialog mit den Texten – und was will Lyrik, was will Literatur mehr? Ich freue mich sehr, dass Özlem Özgül Dündar heute mit dem Alfred-Müller-Felsenburg-Preis ausgezeichnet wird und noch mehr freue ich mich auf weitere Texte von ihr.